

LEAH REMINI

TROUBLE MAKER

Wie ich Hollywood und
Scientology überlebte

mvgverlag 

© des Titels »Troublemaker« (ISBN 978-3-86882-873-3) 2018 by mvg Verlag,
Münchner Verlagsgruppe GmbH, München. Nähere Informationen unter: www.m-vg.de

*Für meine Familie und meine Freunde,
weil ihr immer für mich da seid.
Euch widme ich dieses Buch.*

*Und auch jedem anderen Nonkonformisten
oder »Troublemaker«, auf dass ihr auch weiterhin
stets die Wahrheit sagen mögt.*

*In einer Zeit der universellen Täuschung ist es ein
revolutionärer Akt, die Wahrheit zu sagen.*

Vorwort

Folgendes vorab:

Ich bin eine Abtrünnige.

Ich habe gelogen. Ich bin fremdgegangen. Ich habe in meinem Leben Dinge getan, auf die ich nicht stolz bin. Unter anderem:

- verliebte ich mich vor 19 Jahren in einen verheirateten Mann.
- war ich selbstüchtig und egozentrisch.
- habe ich praktisch mit allen Menschen, die ich kenne, gestritten (in Hassmails, Textnachrichten und gesprochenen Worten).
- habe ich Menschen physisch bedroht (von Politessen bis zu Eltern, die in der Öffentlichkeit ihre Kinder schlagen).
- bin ich der Beerdigung geliebter Menschen ferngeblieben (weil ich mit dem Tod nicht gut umgehen kann).
- war ich immer wieder mal eine schreckliche Tochter, Mutter, Schwester, Tante, Stiefmutter, Ehefrau (die Liste ließe sich endlos fortsetzen).

Dasselbe gilt auch für alle anderen Mitglieder meiner Familie:

- Mein Mann, der ebenfalls notorisch untreu war, verkaufte in seiner Jugend Drogen.
- Meine Mutter war nach eigenen Worten früher (also in den 1960er-Jahren, bevor sie heiratete) ein Flittchen.
- Mein Vater verkaufte Kokain (und beging verschiedene andere Straftaten). Er verbüßte eine Haftstrafe auf Rikers Island.

Warum ich das alles offenbare? Wenn die Church of Scientology dieses Buch in ihre Finger bekommt, kann es gut sein, dass sie viel Geld in die Hand nimmt, um Anzeigen zu schalten, Websites zu erstellen und Prominente mit öffent-

lichen Erklärungen vorzuschicken, die behaupten, ihre religiösen Überzeugungen würden angegriffen – alles in dem Versuch, mich zu diskreditieren, indem sie mich und alle in meinem Umfeld in Misskredit bringt. Sie kann sich das Geld sparen. Es gibt genügend Leute, die jederzeit sagen würden, dass sich »Leah manchmal aufführt wie die Axt im Walde«. Selbst meine eigene Mutter kann das bezeugen. Und wenn ich wirklich so bin, wie die Kirche behaupten könnte – kann man dann am Ende nicht sagen, dass 31 Jahre Engagement, Millionen investierter Dollars und unzählige Stunden des Studiums und Trainings mich nicht wirklich »in Ordnung bringen« konnten? Und Scientology also doch nicht funktioniert?

Seit ich die Church of Scientology 2013 verlassen habe, werde ich oft gefragt: »Wie kommt jemand wie du eigentlich überhaupt mit einer Organisation wie Scientology in Berührung?« Der eine oder andere formuliert das vielleicht auch so: »Wie zum Henker bist du bloß in so einen Mist hineingeraten?«

Scientology zu beschreiben ist gar nicht so einfach. Schon viele (oftmals klügere Köpfe als ich mit mehr Bildung im Hintergrund) haben versucht, die Kirche und ihren Einfluss auf ihre Mitglieder zu erklären und zu analysieren. Dieses Buch, das aus tiefstem Herzen kommt und auf meinem persönlichen Wissen beruht, ist meine Darstellung meiner Erfahrung mit Scientology und der Konsequenzen, die das für mich hatte.

Ich mag außerstande sein, in wenigen Sätzen zu beschreiben, warum ich zu Scientology ging und jahrzehntelang Mitglied der Kirche war, doch eines kann ich Ihnen sagen: Ob Sie in der Organisation aufwachsen oder zu ihr finden, nachdem Sie mit Ihrer Religion, Ihren Traditionen oder Ihrer Familie gebrochen haben, der Leitsatz von Scientology, wie ihn ihr Gründer L. Ron Hubbard (LRH) formulierte, ist unglaublich verführerisch. Scientology bietet eine klar umrissene wissenschaftliche Methode, die eigenen Grenzen zu überwinden und das persönliche Potenzial für Größe voll auszuschöpfen. Das wird präsentiert als fest vorgezeichneter Weg zur absoluten spirituellen Freiheit und Erleuchtung und zur umfassenden Erkenntnis der eigenen Person und anderer. LRH schrieb, die Ziele von Scientology seien:

»Eine Zivilisation ohne Wahnsinn, ohne Verbrecher und ohne Krieg, in welcher der Fähige erfolgreich sein kann und ehrliche

Wesen Rechte haben können und in welcher der Mensch die Freiheit hat, zu größeren Höhen aufzusteigen.«¹

Er sagte auch:

*»Für Sie ist das wahr, was Sie selbst beobachtet haben.
Und wenn Sie das verlieren, haben Sie alles verloren.«²*

Und:

»Ob Scientology funktioniert oder nicht, müssen Sie mir nicht glauben. Praktizieren Sie es und sehen Sie selbst. Nehmen Sie sich, was funktioniert, und verwerfen Sie alles andere.«

Wie viele andere auch fand ich diesen Ansatz enorm bereichernd. Die Idee faszinierte mich, dass sich mir da unmittelbar, konkret und umfassend eine tiefe, systematische und unzweideutige Weisheit bot, die verriet, wie ich für mich (und für den Planeten) am besten leben konnte. Durch gründliches Studium und regelmäßige Betreuung (bei Scientology heißt das »Auditing«) konnte ich auf das Endziel zuarbeiten, den Zustand »Clear« zu erreichen – unbeeinträchtigt durch den Teil meines Geistes, der von Schmerz und Irrationalität beherrscht wurde. Dieses Versprechen einer höheren Daseinsstufe und einer neuen Denkweise zog mich in seinen Bann, so wie Tausende andere auch, die auf der Suche waren nach einer Alternative zur Psychotherapie oder anderen traditionelleren Formen der Selbsthilfe.

Wie viele heutige Scientologen war ich eine Praktizierende der zweiten Generation. (Das heißt, man wird entweder in Scientology hineingeboren oder schon als Kind von den Eltern dazu gebracht.) Wer innerhalb der Kirche aufwächst, dessen Leben dreht sich an jedem einzelnen Tag nur um die Kirche. Anders als die Angehörigen anderer Kirchen oder Religionsgemeinschaften, die sonntags die Messe oder am Sabbat die Synagoge besuchen, müssen Scientologen jeden Tag, sieben Tage die Woche, mindestens zweieinhalb Stunden in der Kirche verbringen, mit Studium und/oder Auditing-Sitzungen. Das Gleiche gilt für Familie, Freunde und Geschäftspartner. Kein Wunder, dass eine solche

1 <http://www.lronhubbard.de/biography/founder/the-growth-of-a-religion-1.html>

2 <http://www.scientology.de/what-is-scientology/basic-principles-of-scientology/personal-integrity.html>

Indoktrinierung bald eine »Wir gegen die anderen«-Mentalität erzeugt. Wer gehen oder die Kirche infrage stellen will, der muss alles Vertraute hinter sich lassen. Und wenn jemand in der Kirche aufwächst, dann besteht seine Welt fast ausschließlich aus Scientologen.

Doch auch für all jene, die nicht in die Kirche hineingeboren oder als Kinder hineingebracht wurden, birgt sie definitiv große Verlockungen. Stellen Sie sich vor, Sie haben in Ihrem Leben oder im Beruf Probleme oder sind möglicherweise ein mehr oder minder erfolgloser Schauspieler und betreten eine Scientology-Kirche oder ein Celebrity Centre (eine Scientology-Kirche, die sich speziell Künstlern annimmt), animiert von einer Anzeige in einer Zeitschrift, die Ihnen ein besseres Leben oder eine glanzvollere Karriere verspricht. Das schöne Gebäude und die herzliche Begrüßung durch die Menschen dort beeindruckt Sie. Man bietet Ihnen Essen an, hört Ihnen zu. Vielleicht erzählen Sie, dass Ihre Eltern nicht hinter Ihnen und Ihren Zukunftsplänen stehen, und man sagt Ihnen: »Oh je, das ist aber schade. Trotzdem *können* Sie Ihre Lebensziele erreichen. Vielleicht sollten Sie etwas Abstand zur negativen Einstellung Ihrer Eltern gewinnen und hier einen Kurs belegen, der Sie Ihren Zielen näher bringt.« Sie fühlen sich bestätigt. *Hier versteht mich jemand. Hier finde ich Verbündete. Diese Gruppe glaubt an mich.* In der wirklichen Welt fühlen Sie sich unbedeutend, doch hier behandelt man Sie mit Respekt.

Der andere Aspekt von Scientology, der die Menschen anzieht, ist die Anerkennung, die die Kirche Mitgliedern für ihre Spenden zollt. Nehmen wir an, Sie sind ein erfolgreicher Unternehmer. Wo sonst würden Sie vor großem Publikum auf eine Bühne gestellt und erhielten für Ihre gespendete(n) Million(en) den jubelnden Beifall der Menge? Auf diesem Niveau werden Sie von der Kirche hofiert, gewürdigt und vorrangig behandelt. Wem gefällt das nicht? Und wenn Sie nur 45 000 Dollar im Jahr verdienen? Dann werden Sie für Ihren 2 000-Dollar-Beitrag gefeiert und anerkannt. (Haben Sie gar kein Geld, wird die Kirche für Sie einen Weg finden, sich welches zu leihen.) Für Ihre Spende erhalten Sie ein gerahmtes kalligrafisches Zertifikat. Und wieder kommen Sie sich vor wie jemand ganz Besonderes. Sie bilden sich ein, nicht nur für sich selbst Großartiges zu bewirken, sondern für die ganze Menschheit. Eine solche Würdigung und Anerkennung wirkt bei Mitgliedern jeden Levels.

In meinen mehr als 30 Jahren bei Scientology habe ich an die zwei Millionen Dollar für Dienstleistungen und Schulungen ausgegeben und etwa drei

Millionen Dollar für kirchliche Belange gespendet. Die meisten Mitglieder geben ungeachtet ihres Einkommens im Laufe ihres Lebens mehr als 500 000 Dollar, um die höchste Stufe zu erreichen, was oft über 20 Jahre dauert. In dieser Zeit müssen Sie sich rund 300 Bücher kaufen, 3 000 Vorträge besuchen und 100 Kurse belegen.

Scientologen leiten ihre harte Arbeit, ihr Geld und ihr emotionales Kapital auf direktem Wege in die Kirche, oft zu ihrem eigenen Schaden. Sie opfern Beziehungen zu Familienangehörigen, Kontakte zu Freunden und ihre Ersparnisse, um die ihnen zugewiesenen spirituellen Entwicklungsstufen zu durchlaufen, die die Grundsätze der Kirche vorgeben. Das tun sie, weil sie mit der Überzeugung indoktriniert sind, dass Scientology nicht nur die Lösung für ihre eigenen Probleme kennt, sondern für die Probleme der ganzen Menschheit.

Ich bin mir sicher, wenn dieses Buch erscheint, werden die Scientologen aufschreien und auf religiöse Intoleranz pochen, sie werden mich als Lügnerin hinstellen und behaupten, man habe mich aus der Kirche ausgeschlossen. Sie werden *Troublemaker* als das Werk einer hasserfüllten, bigotten oder egozentrischen Person mit »unersättlichem Hunger nach Aufmerksamkeit« bezeichnen. (Letzteres ist vielleicht nicht ganz falsch – immerhin bin ich Schauspielerin.) Lesen werden sie das Buch eher nicht, denn das widerspräche den Grundsätzen von Scientology. Kein Mitglied sollte etwas lesen oder anschauen, das von jemandem stammt, den die Kirche zur »unterdrückerischen Person« (Suppressive Person oder SP) erklärt hat – jemandem, der in den Augen der Kirche und im Licht der Grundsätze von LRH als Gefahr für Scientology gilt. Hat Sie die Kirche erst als SP bezeichnet, sind Sie »deklariert« und damit von allen praktizierenden Scientologen abgeschnitten.

Ich wurde von der Kirche zur SP erklärt, weil ich die Heuchelei, die zu meinem Leben geworden war, hinterfragte, kritisierte und nicht mehr hinnehmen wollte. Seither greift mich die Kirche in der Presse an, und das wird sie auch weiterhin tun. In Wirklichkeit hat die Kirche aber von mir profitiert, von meinem Geld, meiner Zeit, meiner Prominenz und meiner Familie. Alles, wofür ich all die Jahre gelebt und gearbeitet habe, wurde mir in dem Moment entzogen, als ich zur SP erklärt wurde. Und ich stand da mit gebrochenem Herzen in dem Gefühl, dass mein Glaube und mein Schicksal und das Leben, wie ich es kannte, zusammenbrachen. Das war vor allem dem Einfluss zweier Menschen

zu verdanken: Tom Cruise, dem bedeutendsten, gefeiertsten und am eifrigsten geschützten prominenten Mitglied, und David Miscavige, dem tyrannischen Oberhaupt und aktuellen Vorsitzenden der Kirche. Das Ironische daran ist für mich wie für die meisten anderen Aussteiger, die sich gegen die Kirche wendeten, dass uns dieselben Eigenschaften, für die wir jetzt abgestraft werden – nämlich Trotz, kritische Fragen und unabhängiges Denken –, ursprünglich zu den idealen Kandidaten für Scientology machten.

Die Kirche verlangt, dass, seit ich zur SP erklärt wurde, alle ihre Mitglieder, darunter Dutzende meiner engsten Freunde und Verwandten, die Verbindung zu mir »abbrechen«. Das bedeutet, sie dürfen keinerlei Kontakt mehr zu mir haben (wenngleich meine Mutter, mein Stiefvater, meine Schwester und mein Schwager dankenswerterweise zu mir gestanden haben). Nie mehr.

Ich bin nicht die Erste, die Scientology verlässt und sich kritisch äußert. Viele andere haben wie ich einen Glauben infrage gestellt, der seine Anhänger nach Lust und Laune etikettiert, seine Schäfchen ständig dazu animiert, alles, was sie sich lebenslang absparen (und mehr), in seine Kassen fließen zu lassen, und Mitglieder aus einer Religion ausstößt, an die sie geglaubt und für die sie sich engagiert haben. An die Adresse der Church of Scientology sage ich: Ich habe dieses Buch geschrieben, weil ich den Drang und die Pflicht spüre, die Ungerechtigkeit und Heuchelei zu offenbaren, die gegen alle verübt wurden, die vor mir gegangen sind und den Mund aufgemacht haben. Gegen alle, die wieder und wieder bedrängt und schikaniert wurden, damit sie den Mund halten. Dieses Buch ist also ein persönlicher Akt des Widerstands – gegen die Intoleranz, die ich erlebt und mit der ich gelebt habe und an der ich viel zu lange Anteil hatte.

TROUBLEMAKER

Kapitel 1



Seit ich denken kann, spiele ich Theater und versuche, die Menschen zum Lachen zu bringen. Ich wuchs auf mit *I Love Lucy*, *Welcome Back, Kotter*, *Happy Days*, *Gilligans Insel*, *Herzbube mit zwei Damen*, *Sanford and Son*, *All in the Family*, *Good Times* ... Sie verstehen schon. Wenn ich solche Sendungen sah, fühlte ich etwas. Und mir wurde schnell klar, dass ich bei anderen gern ähnliche Gefühle wecken wollte.

Schon als Kind gab ich immer kleine Vorstellungen – ich spielte Sketche aus der *Carol Burnett Show* nach und sang im Wohnzimmer die Songs von Donny und Marie Osmond. Meine ältere Schwester Nicole assistierte mir widerwillig. Obwohl sie sich nie für die Sketche und Szenen begeisterte, machte sie mit. Ich gab ihr Regieanweisungen: »Nic, Donny liebt Marie. Bei ›I'm a Little Bit Country‹ musst du mich so anschauen, wie er Marie anschaut – mit einem Lächeln und vielleicht einem Augenzwinkern.« Sie sagte dann: »Wie wär's, wenn ich dir stattdessen einfach eine reinhaue?« Tja, das nennt man wohl künstlerische Freiheit.

Mit neun Jahren bekam ich mit, dass eine Hauptdarstellerin für das Broadway-Musical *Annie* gesucht wurde. Dass ich weder singen konnte noch Erfahrung als Schauspielerin hatte, konnte mich nicht abhalten. Meine Mutter unterstützte mich. Sie glaubte, ich würde eines Tages Schauspielerin werden, und überredete einen befreundeten Theaterautoren, mir das Lied »Tomorrow« beizubringen und mit mir zum Vorsingen zu gehen. Ihr damaliger Lebensgefährte machte Porträtfotos von mir, auf denen ich meine schönste *Unsere kleine*

Farm-Bluse trug. Als die Bilder entwickelt waren, war ich hin und weg, so bezaubernd fand ich mich. Die *Annie*-Produzenten mussten einfach erkennen, was für ein kleines Juwel aus Brooklyn sie da vor sich hatten, und würden mich sicher vom Fleck weg engagieren. Sollte es wirklich nötig sein, war ich aber trotzdem bereit, für sie vorzusingen.

Das Vorsingen lief so ab, dass jeder eine Nummer bekam und im Zuschauerraum eines großen Theaters saß, bis die Nummer aufgerufen wurde. Vor meinem inneren Auge sah ich schon die Schlagzeile der *New York Post*: »Senkrechtstarterin aus Brooklyn sichert sich Rolle der Annie.« Was mir an Tanz- oder Gesangskenntnissen fehlte, konnte man mir beibringen. Ich hatte die Chuzpe für die Rolle. Natürlich hatte ich auch lange, glatte braune Haare – doch wofür gab es denn Perücken? Und schon drückte ich dem Regisseur mein Bild in die Hand.

Doch sobald mein Name aufgerufen wurde und ich die Bühne betrat und vor dem Regisseur und all den Menschen stand, die dort unten im Dunklen saßen, befiel mich Panik.

Der Pianist schlug einen Ton an, und ich begann sofort zu singen. »The – «
»Nein, nein, das ist nur zum Einstimmen«, unterbrach mich der Regisseur.
»Gut. Das muss einem ja gesagt werden ... Soll ich noch einmal anfangen?«, fragte ich.

»Lass gut sein. Geh heim zu Mami«, sagte der Regisseur und schaute auf sein Klemmbrett.

Ich war noch gar nicht ganz von der Bühne herunter, da brach ich schon in Tränen aus. Ich heulte wie ein kleines Kind, bis ich kaum noch Luft bekam. Der Freund meiner Mutter, der mir das Lied beigebracht hatte und mit mir zum Vorsingen gegangen war, kaufte mir ein Stück Pizza und ein italienisches Eis. Dabei malten wir uns aus, wie der Regisseur noch bitter bereuen würde, dass er mich nicht genommen hatte, und was für ein Reifall *Annie* werden würde. Ohne mich hatte das Broadway-Musical *Annie* keine Chance – nicht die geringste!

Wenn ich nicht gerade meine Lieblingssendungen nachspielte, dann hing ich entweder mit Nicole in der 86. Straße herum, nicht weit vom Bay Parkway, wo laute Musik aus Autoradios die Aufmerksamkeit der Mädchen erregen sollte, obwohl die jungen Kerle mit ihren Goldketten, ihrem Old-Spice-Geruch und dem gegeltem Haar so taten, als sei ihnen das egal. Ich wollte eines der Mädchen

sein, um deren Aufmerksamkeit die Jungen buhlten – mit engen Jeans von Jordache und Sergio Valente, einer Haarbürste in der Potasche, jeder Menge Make-up und Aqua-Net-Haarspray und noch mehr »Attitude«. Diese Mädels taten offenbar nichts, außer an der Ecke zu stehen – wie Nutten, obwohl sie das nicht waren –, und ich wollte dazugehören. Ich schwor mir, dass ich, wenn ich erst älter wäre – vielleicht 12 oder 13 –, genauso sein würde wie sie.

Das war um 1980 in Bensonhurst, Brooklyn. Dort herrschte zwar ein rauer Umgangston, doch wer hierhergehörte, für den war die Gegend letztlich recht sicher. Ging bei einem Auto die Alarmanlage los, standen innerhalb von zwei Minuten fünf Joeys und Frankies auf der Straße. Man kümmerte sich um die anderen. Wer seiner Freundin eine Szene machte, musste sich prompt von einem Kumpel zurechtweisen lassen: »Mann, so spricht man nicht mit einem Mädchen.« So viel dazu.

Für uns Kinder war unser Viertel das Universum. Es bestand im Grunde aus einer Bäckerei, einer Pizzeria, einem Bagel-Laden, einer Baskin-Robbins-Eisdiele, einem Chock-full-o’Nuts-Café, einem Te-Amo-Tabakwarenladen und einer Optima-Filiale für Kosmetik.

Manhattan lag zwar nur eine kurze Zugfahrt entfernt, war für Nicole und mich aber unbekanntes Terrain, und Orte wie Long Island oder New Jersey befanden sich praktisch auf einem anderen Planeten. Als meine Mutter mit uns in die Pocono-Berge in die Ferien fuhr (was selten vorkam), lernten wir Mädchen kennen, die uns fragten, ob wir mithelfen wollten, »ein paar Sachen für eine Collage« zu sammeln. Wir erkundigten uns zunächst, was denn eine Collage sei, denn meine Schwester und ich konnten nicht Französisch. Regnete es, blieben die Kinder dort im Haus und spielten Atari. Das war bei uns Kindern aus Brooklyn anders. Wir hingen bei jedem Wetter vor dem Süßwarenladen herum, ob es regnete, hagelte oder stürmte.

Der übliche Treffpunkt in unserem Viertel war der örtliche Te-Amo-Laden an der Linie D. Oder wir spielten bei Freunden, wo es grundsätzlich schöneres Spielzeug und besseres Essen gab als bei uns. Ich verbrachte viel Zeit bei meiner Freundin in der Wohnung über uns am Bay Parkway. Sie hatte das Traumhaus von Barbie, nachdem wir kleinen Mädchen seinerzeit regelrecht süchtig waren. Dort spielte ich auch an dem Tag, als meine Mutter Nicole und mich herunterrief, weil sie Neuigkeiten hatte.

»Ich muss euch etwas sagen, Kinder«, erklärte sie. »Euer Vater und ich, wir trennen uns. Ihr müsst euch keine Sorgen machen. Mir geht es gut, und wir schaffen das schon.«

Ich saß einigermassen ausdruckslos da, schaute meine Schwester an und fragte mich, ob ich mich nicht pro forma ein bisschen aufregen sollte.

George, mein Vater, war der klassische sizilianischstämmige *paesan*, der seine drei letzten Haare mit Haarspray traktierte, eine dicke Halskette und einen Ring am kleinen Finger trug, zur Maniküre ging und sein Auto – natürlich einen Cadillac – stets *piccobello* in Ordnung hielt und Duftbäume an den Rückspiegel hängte. Ich hatte grenzenlose Angst vor dem Mann.

Er schlug mich nie. (Nicole schon. »Du bist die Ältere, du solltest es besser wissen«, sagte er dann zu meiner Schwester, als ginge sie schon aufs College. Dabei war sie gerade mal ein Jahr älter als ich.) Was mir wirklich Angst machte, war die vernichtende Art, mit der er andere spontan als »Idiot«, »Depp« oder »Schwachkopf« betitelte.

Einmal, da waren wir noch klein, kochten wir im Spiel im Badezimmerwaschbecken Suppe aus seinem Old Spice, den Contac-Erkältungskapseln und allem anderen, was wir im Medizinschränkchen fanden. Plötzlich tauchte mein Vater am Ende des Flurs auf. Als er fragte »Was zum Teufel treibt ihr da?«, wurde mir ganz heiß, und ich brachte kein Wort heraus. Als Nicole antwortete »Wir kochen Suppe«, verpasste er ihr eine. Aus unerfindlichen Gründen musste ich immer lachen, wenn meine Schwester Prügel bezog. Bestimmt war das meine Art, mich vor komplexeren Gefühlen zu schützen. Vielleicht war ich auch einfach nur ein schadenfrohes Kind, und es gefiel mir, wenn sie geschlagen wurde.

»Strohköpfe«, sagte er. »Ab in euer Zimmer.«

Er erzog uns nicht anders, als er erzogen worden war, doch wenn er in der Nähe war, war ich stets angespannt – selbst wenn er versuchte, nett zu sein. Einmal kam ich zum Abendessen an den Tisch und sah eine Papiertüte auf meinem Stuhl liegen. Also setzte ich mich nicht.

»Was stehst du denn da so herum?«, fragte er und sah mich an.

Was wollte er jetzt bloß hören?

Ich hatte Angst, etwas Falsches zu sagen. Deshalb sagte ich gar nichts.

»Nimm doch die Tüte, du dummes Huhn«, sagte mein Vater.

Ich witterte eine Falle. Nervös griff ich nach der Tüte und öffnete sie. Es war eine Puppe darin. Als ich endlich begriff, was los war, stand ich schon so unter Spannung, dass die Tränen flossen.

»Was bist denn du für eine?«, herrschte mich mein Vater an. »Da will man dir etwas schenken, und du heulst?«

Ich war so außer mir, dass ich es ihm nicht erklären konnte.

Ich weiß noch, wie ich einmal gedankenlos eine offene Keksschachtel in den Küchenschrank stellte. Mein Vater kam vorbei, sah, was ich tat, und sagte: »Was für ein unzivilisiertes Tier räumt denn so Kekse auf?« Er griff nach der Schachtel und warf die Kekse durchs Zimmer.

Ich war gekränkt. Eine Stunde später wollte ich mir aus dem Wohnzimmer eine Decke holen. Da saß mein Vater auf der Couch und sah fern. Er lächelte mich an und nickte mir zu. Ich ignorierte ihn weiter.

»Was, du bist doch nicht etwa sauer auf mich? Bis du sauer auf Daddy? Sprichst du nicht mit mir? Komm her, setz dich und schau den Film mit mir an.«

Da schmolz meine Entschlossenheit dahin. Ich setzte mich und kuschelte mich an ihn. Jedes Mal fiel ich prompt wieder auf ihn herein.

Wenn er nicht herumschrie und uns beschimpfte, konnte mein Vater charmant, liebevoll und fürsorglich sein – so, wie man sich einen Vater wünschte. Und das hatte auf mich immer Wirkung. Er war eine starke Persönlichkeit, und wenn er den Raum betrat, dominierte er. Alle anderen verblassten gegen ihn. So oft ich mir auch vornahm, ihm beim nächsten Mal zu widerstehen – ich schaffte es nie.

War nur meine Mutter zu Hause, herrschte eine ganz andere Atmosphäre. Vicki war eine Frohnatur, ein Freigeist, so eine Art Hippie. Sie hielt nicht viel von Zucker, und ihr Haar trug sie mit Mittelscheitel. Seitlich wurde es von Klammern gehalten. Dabei hatte sie so eine gewisse aufsässige Art. Sie machte uns nicht viele Vorschriften.

Sie war Einzelkind jüdischer Eltern, die jedoch starben, als sie noch jung war. Sie wuchs bei einer Tante auf, die ihr unmissverständlich zu verstehen gab, dass sie sie nicht leiden konnte. Weil meine Mutter selbst als Kind keine festen Strukturen und keine klassische Mutter gehabt hatte, konnte sie diese Rolle auch nicht spielen. Nicht, dass sie es versucht hätte.

Sie war zwar Hausfrau, aber dennoch keine große Köchin. Sie kochte weder ihre Soßen selbst, wie es italienische Mütter taten, noch Reis und Bohnen wie die Mütter meiner puerto-ricanischen Freunde. Bei uns gab es nur, was sich in Ei und Semmelbröseln panieren und frittieren ließ – und dazu Salat mit viel zu viel Essig.

Niemand wollte nach der Schule mit zu mir nach Hause, denn dort gab es keine Twinkies, Devil Dogs, Oreos oder andere Leckereien. Eines Tages lud ich meine Freundinnen zu mir ein, nachdem wir auf dem Spielplatz *Drei Engel für Charlie* gespielt hatten. Sie kamen, doch alles, was ich ihnen anbieten konnte, waren Cracker der Marke Wheat Thins und kalorienreduziertes Tab-Cola. »Wollt ihr nicht? Na gut.«

Das war dann immer der Moment, in dem jemand vorschlug, doch lieber zu meiner Freundin Roberta zu gehen.

Ich konnte ihnen das nicht verdenken. Robertas Wohnung war genau so, wie ein Haushalt aussehen, riechen und sein sollte. Dort gab es sogar Schutzhüllen aus Plastik für die Möbel und eine Vitrine für die Norman-Rockwell-Figuren ihrer Mutter. So stellte ich mir ein richtiges Zuhause vor. Ganz anders als bei uns.

Als ich meine Mutter fragte, warum wir keine Folien auf unseren Möbeln hätten wie Roberta, sagte sie nur: »Willst du etwa mit deinem Hintern auf dem Sofa kleben bleiben?«

Ja, und ich wollte auch, dass das Haus zitronig nach Pledge duftete. Richtig, dem Holzreiniger. Alle meine Freundinnen mussten am Wochenende die Möbel mit Pledge bearbeiten, und ich hätte das liebend gern auch getan. Ebenso hätte ich gern gehabt, dass meine Mutter meine Schulklamotten bügelte, mit Bügelfalten in der Hose, wie sie die anderen Mädchen hatten. Stattdessen zeigte mir meine Mutter, wo das Bügeleisen stand, und brachte mir bei, wie man es benutzte.

Ich war förmlich besessen davon, wie alles eigentlich sein und wirken sollte. Ich nehme an, dass alle Kinder in gewisser Weise haben möchten, was andere Kinder haben, doch ich war besonders statusbewusst. Es lag mir in den Genen, ständig meine Umgebung abzusuchen, zu beobachten und mir Details einzuprägen, die aus mir »einen anständigen Menschen« machen würden.

Konnte ich dieser anständige Mensch mit dem anständigen Umfeld nicht sein, kritisierte ich mich selbst dafür, bevor das ein anderer tun konnte. Und